

Die Mode biographischer Dichtung

Seit einigen Jahren wird uns bekanntlich das Leben irgendwie ungewöhnlicher Männer und Frauen der Vergangenheit auffallend oft in dichterischer Form erzählt. Manchmal geben sich diese Bücher als Romane, so wenn uns Smelin im „Angezicht des Kaisers“ den Hohenstauffer Friedrich II., oder Muron in der „Spanischen Insel“ Kolumbus zeigt, wenn Johannes v. Guenther seinen „Cagliostro“ und Enrica v. Handel-Mazzetti ihren „Johann Christian Günther“ schreibt. Andere, wie Stephan Zweig mit seinen Seelenstudien über Casanova, Stendhal und Tolstoj, vor allem Emil Ludwig mit seinen in Europa und Amerika massenhaft verbreiteten Modebiographien Napoleons, Goethes, Bismarcks, Wilhelms II., ziehen der Geschlossenheit des Romans eine größere Treue gegen die überlieferten Tatsachen vor, verzichten aber dennoch auf wissenschaftliche Genauigkeit zu Gunsten einer dichterischen Gesamtschau.

Man hat wohl Gründe, sich über diese Wendung unserer Erzählkunst zu wundern. Ist denn mit dem angeblichen Ende des „Historismus“ nicht auch die Freude am Vergangenen geschwunden? Soll nicht alles neu werden, und sind wir nicht alle vorwärts in die Zukunft gerichtet? Und ist das Bunte, Pathetische, Sentimentale in so vielen dieser Modebücher die gepriesene „neue Sachlichkeit“? Aus viel ernsteren Gründen gerieten die Vertreter der Geschichtswissenschaft in Verwunderung, sogar in Unruhe. Die „Historische Zeitschrift“ sammelte scharfe Kritiken aus zweien ihrer Bände und gab sie mit einer Einleitung des Rostocker Universitätsprofessors Wilhelm Schöller als Flugschrift heraus¹. Schöller entrüstet sich über „die neueste Literatur im Stile Hegemanns, Ludwigs, Eulenburgs und anderer“, die „ihre Limonade als edlen Firnwein anpreisen“. Er spricht ihnen „den leisesten Begriff von Quellen und deren methodischer Behandlung“ ab und klagt: „Das allgemeine Kulturniveau ist so gesunken, daß die vorliegende ‚historische Belletristik‘ — ein buntes Gemisch von plumpster politischer Tendenzmacherei, Feuilletonismus und bodenloser Kritiklosigkeit — die geistige Nahrung ungezählter gläubiger Leser wird“ (7). Gegen so heftige Vorwürfe hat Emil Ludwig im März 1929 in der Berliner „Neuen Rundschau“ ein paar leichtbeschwingte Seiten geschrieben, auf denen er dem zünftigen Wissenschaftler den Vorzug zuweilen genauerer Berichterstattung über unwichtige Einzelheiten gern einräumt, dagegen für den Dichter das in Anspruch nimmt, worauf es bei einer Biographie wesentlich ankomme: das tiefere Verständnis der Seele. „Wie, wenn die alte Schule die Wendung der gesamten Kulturwelt zur Seelenkunde doch ein wenig verschlafen hätte?“ fragt Ludwig (377). Ein halbes Jahr später veröffentlichte der Marburger Professor Wilhelm Mommsen im Oktoberhefte der Münchener „Zeitwende“ eine ausführliche Erwiderung. Ludwig greife aus den Einwänden gegen seine Werke bloß ein paar Kleinigkeiten heraus, während ihm tatsächlich nachgewiesen worden sei, daß er wesentliche Dinge falsch dargestellt habe. Es handle sich bei dem Streite auch durchaus nicht um den Gegensatz zwischen Betrieb

¹ Historische Belletristik. Ein kritischer Literaturbericht, herausgegeben von der Schriftleitung der Historischen Zeitschrift. 8° (54 S.) München 1928, Oldenbourg.

und Seele, zwischen Rechtspolitik und Linkspolitik oder zwischen Wissenschaft und Kunst. Auch die politisch links gerichteten Vertreter der Geschichtswissenschaft seien Gegner der biographischen Methode Ludwigs und kein Gelehrter weise eine geschichtlich richtige Biographie deshalb zurück, weil sie von einem Dichter geschrieben sei. Noch viel weniger erkenne ein Wissenschaftler, daß Biographie Seelendarstellung ist.

Emil Ludwig ist nur der lauteste Wortführer und der erfolgreichste Nutznießer einer Mode, die als eine der breitesten und tiefsten Strömungen des heutigen literarischen Lebens ernste Betrachtung verdient. Das Hochkommen dieser Flut läßt sich nicht kurzerhand dadurch erklären, daß man mit Ernst Heiborn behauptet, „die moderne deutsche (heileibe nicht die französische und englische) Geschichtsschreibung“ habe die Fähigkeit verloren, „das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden“, sie ertrinke in den Quellen und gelange selten zur Stoffbeherrschung („Die Literatur“ XXXI, Berlin 1929, 316). Ganz gleich, wie weit die Darstellungskunst der französischen und englischen Geschichtsschreiber die der deutschen überragt, auf jeden Fall ist in England wie in Frankreich die biographische Dichtung nicht weniger allgemein als bei uns. Sie ist dort sogar älter, und Namen wie Rolland und Maurois, Belloc und Strachey sind ja auch in literarischen Kreisen Deutschlands nicht unbekannt geblieben. In Frankreich gibt es in dieser Art schon Buchreihen mit Duzenden von Nummern, z. B. *Vies des hommes illustres* im Verlag der Nouvelle Revue Française oder *Le Roman des grandes existences* im Verlage Plon & Nourrit. Will man sich rasch von der internationalen Geltung der dichterischen Biographie überzeugen, so durchfliege man das Verzeichnis beachtenswerter Herbstbücher, das die amerikanische Wochenschrift *The Nation* am 16. Oktober 1929 veröffentlichte. Da findet man irgendwie künstlerisch arbeitende Biographen aus den verschiedensten Ländern: Bruno Brunelli, Albéric Cahuet, Donald Barr Chidsey, Samuel Chotsinow, Georg Halász, Klabund usw.

Könnte man vor diese Namen nicht sehr viele andere aus älterer Zeit setzen? Es hat doch immer in großer Zahl Menschen gegeben, die sich über Gestalten der Vergangenheit lieber aus mehr oder weniger dichterischen als aus wissenschaftlichen Büchern unterrichteten. Den gleitenden Unterschied zwischen biographischem Roman und romanhaft oder doch allgemein dichterisch geformter Biographie haben frühere Jahrhunderte um so leichter außer acht gelassen, als für sie dichterische und geschichtliche Darstellung überhaupt nicht so weit auseinanderlagen wie für uns. Die unklar gesehenen Beziehungen zwischen Dichtung und Geschichte sind ja einer der Gründe, weshalb man sich so lange über die Frage gestritten hat, ob die Geschichtsschreibung eine Wissenschaft oder eine Kunst ist, und weshalb man sich noch immer nicht darüber einigen kann, ob Geschichtswerke in eine Literaturgeschichte gehören oder nicht. Allerdings weiß bereits Cicero, daß der Dichter das Erfreuende, der Geschichtsschreiber das Wahre suchen soll (*De legibus* I. 1, c. 1). Aber bekanntlich haben die großen Geschichtsschreiber des klassischen Altertums, Thukydides und Tacitus nicht ausgenommen, die bescheidene Quellenkenntnis für genügend erachtet, die mit einer ernsthaften Allgemeinbildung erreichbar ist. Und es erschien ihnen nicht als Verrat an ihrer Aufgabe, wenn sie die Lücken ihres Materials dichterisch ausfüllten, oder

wenn sie bei der Anordnung der Begebenheiten weniger auf innere Zusammenhänge als auf sittliche, politische oder künstlerische Wirkung blickten. Solange ihre Bücher als unübertreffliche Meisterwerke der Geschichtsschreibung galten, durfte man sich nicht wundern, daß wenigstens das große Publikum nur künstlerisch dargestellte Geschichte schätzte und las. Jedenfalls trifft auf einen sehr bedeutenden Teil der Geschichtsliteratur bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Feststellung zu, die Langlois und Seignobos in ihrer *Introduction aux études historiques* (Paris 1898) als Ergebnis einer kritischen Musterung glauben machen zu können, daß man nämlich ungefähr bis zu diesem Zeitpunkt geschichtliche Werke hauptsächlich literarisch gewertet habe. Daher habe man sich auch nicht geschaut, sie ohne Rücksicht auf neue Entdeckungen immer wieder in der alten Form herauszugeben.

Und wie sich damals der Geschichtsschreiber dem Dichter mehr näherte als jetzt, so gab sich umgekehrt im Mittelalter der Epiker als Verkünder der geschichtlichen Wahrheit. Schon Heinrich v. Veldeke versichert in seinem „*Servatius*“ (II 2916 bis 2940), er habe eine Vorlage benützt, in der „nach der Wahrheit war geschrieben des heiligen Sankt Servatius Leben und seine Wunder schön und seines Leibes Übertragung“, und nach dieser „rechten und unzweifelhaften“ Wahrheit habe Heinrich ohne absichtliche Fälschung gedichtet. Und so geht es durch die ganze bunte Reihe mittelalterlicher Erzähler von geistlichen wie weltlichen Begebenheiten. Mögen sie die sonderbarsten Schlösser und Gärten des Morgenlandes beschreiben, mag ein Held neun Fuß Schulterbreite haben und ein Schwert schwingen, das dreißig Ochsen kaum von der Stelle ziehen können, mag ein Heiliger verbrannt, seine Asche in einen Brunnen geworfen, auf den Brunnen ein ungeheurer Stein gelegt werden und der Heilige im Augenblick wieder lebendig dastehen und predigen, alles erklären diese Dichter für „gewißlich wahr“. Damit ist nicht behauptet, weder ihnen noch ihren Zuhörern seien jemals leise Zweifel an der Richtigkeit so wunderbarer Mären aufgestiegen. Wichtig ist hier das eine, daß man bei solchen Dichtungen die Versicherung wahrheitsgetreuer Darstellung nicht nur ertrug, sondern erwartete. Wie im Fortschreiten der Jahrhunderte die Kritik zunahm und der Geschmack sich wandelte, verschwand aus den geschichtlichen Erzählungen das allzu Unglaubliche. Nicht aber verschwanden sie selber, sondern sie haben in sehr breiten Schichten ihre Beliebtheit nie verloren, nicht einmal in den Jahren, wo sie der Naturalismus unter dem Zwang seines Programms der unmittelbaren Beobachtung in Acht und Bann erklärte. Immer sah man umfangreiche Listen von Romanen aus der Geschichte aller Länder in den Verzeichnissen dieser und jener Leihbibliothek. Es gibt sogar ein Buch von 416 Seiten mit dem Titel: „Der historische Roman als Begleiter der Weltgeschichte. Ein Führer durch das Gebiet der historischen Romane und Novellen“. Hermann Voß und Karl Weigel haben es im Jahre 1921 in Leipzig erscheinen lassen und später Nachträge dazu veröffentlicht.

Übrigens sind die Dichter ja auch auf andern Stoffgebieten in der vor-kritischen Zeit der Wissenschaft stehen geblieben. Eigentliche Fachkenntnisse sind doch für das Verständnis der Geschichte gewiß nicht nötiger als für eine öffentliche Darlegung von Problemen der Gesellschaftswissenschaften, der Philosophie oder der Religionskunde. Trotzdem sind solche Fragen von jeher

in Romanen, Dramen und andern belletristischen Werken laienhaft behandelt worden. Das ist oft, aber durchaus nicht immer ein Unfug und ein Unheil gewesen, nämlich dann nicht, wenn die Verfasser ihren Mangel an Fachstudien wenigstens dadurch ersetzten, daß sie sich von anerkannten Fachleuten belehren ließen und ehrlich die Wahrheit suchten. Paul Bourget hat in der Vorrede zu seinem Drama *Le tribun* (Paris 1912) nachdrücklich das Recht des Dichters verteidigt, auch wissenschaftliche Fragen jeder Art in menschlichen Geschehnissen zu gestalten, wofern er nur zugleich die Sachkenntnis und die Schöpferkraft dazu besitzt. Und wie man dem Dichter oder überhaupt dem mehr künstlerisch als wissenschaftlich gerichteten Schriftsteller diese Freiheit lassen muß, so lebt im großen Publikum immer das künstlerisch und wissenschaftlich meinetwegen nicht höchstwertige, aber doch unverächtliche Verlangen nach einer angenehmeren Belehrung, als sie in Fachwerken, sogar in gut geschriebenen Fachwerken, zu finden ist.

Nicht in dem Sinne kann man also von einer neuen Mode biographischer Dichtung sprechen, als ob frühere Zeiten Bücher solcher Art nicht gekannt hätten. Neu ist nur die gegen früher ganz ungewöhnliche Masse, mit der sie plötzlich auf den Markt geworfen werden, und neu ist das Bunte, Laute, Leidenschaftliche ihrer Aufmachung. Die große Menge solcher Bücher erklärt sich zunächst aus dem allgemeinen Zwang zum Umdenken, den die Folgen des Weltkrieges auf Sieger und Besiegte ausübten. Die Haltbedürftigen — und das sind ja fast alle — erlebten so gewaltig wie nie zuvor, daß die mächtigsten Einrichtungen bis in ihre Tiefen erschüttert wurden oder zusammenbrachen, und daß Menschenglück auf Erden keine stärkere Stütze hat als starke Menschen. Wo man gesiegt zu haben glaubte, staatsmännisch, militärisch, wirtschaftlich, stellte man die wirklichen oder vermeintlichen Führer neben alle berühmten Namen der Vergangenheit und ließ sich von willigen Dichtern durch einen Phantasierausch gemeinsamen Ruhmes über die ungeheuren Opfer trösten, die auch der Sieger hatte bringen müssen. Wo man aber unterlegen war, schob man die Schuld dem Mangel an großen Führern und der Minderwertigkeit der Schöpfer und Nutznießer der zusammengebrochenen Einrichtungen zu. Man empfand also das Verlangen, daß mindestens literarisch mit ihnen abgerechnet werde. Das konnten die gestürzten Machthaber ja nicht mehr verhindern, und je mehr sie durch sogenannte ungeschminkte Darstellungen von ihrem Glanze verloren, desto mehr schien die neue Ordnung der Dinge gerechtfertigt. Damit wuchs dann aber der Wunsch nach dem Gegensatz: die Sehnsucht, Ideale von Genie und Tatkraft verkörpert zu sehen, um sich mit klopfendem Herzen auszumalen, wie die Menschen sein müßten, von denen die neue Welt aufgebaut werden sollte, die alle erhofften.

Sobald die Literaten diesen Zug der Zeit witterten, suchten sie natürlich alle Jahrhunderte und alle Länder nach Helden ab. Hatten sie sich unter andern Konjunkturen noch so entrüstet geweigert, die Kunst einem außerkünstlerischen Zwecke dienstbar zu machen, so behaupteten sie jetzt ebenso hitzig, sie hätten die Pflicht, durch ihre Kunst alle Kulturarbeit der Gegenwart zu beflügeln. Der sehr kundige Julius Bab hatte darum nicht viel Mühe, in einer ganzen Reihe von Betrachtungen die heutige Literatur mit der heutigen Kul-

turpolitik zu verbinden¹. Er bezeugt, daß bei einer Aufführung von Shakespeares „Heinrich IV.“ im Berliner Lessingtheater im Herbst 1927 „der erste große spontane Beifall nicht nach einer der Falstaffszenen, sondern nach dem ersten, jedes äußern theatralischen Effekts baren Gespräch zwischen dem König und dem Prinzen einsetzte“, weil im Mittelpunkt dieses Gespräches und des ganzen Stückes ein Gedanke lebendig wird, der die Theaterbesucher stärker ergriff als die wunderbarste Gestaltungskunst: der von allem Wandel der Zeit und der Regierungsform unabhängige Gedanke, daß die Herrschaft über Menschen dem „geborenen“ Herrscher, dem durch innere Größe seine Umwelt überragenden Menschen, gehören soll (98). Sehr zeitgemäß ist nach Bab das Wort von Bernard Shaw: „Einzig und allein um der Kunst willen würde ich nie eine Zeile schreiben“ (129). Begrüßt wird der neuerweckte Walt Whitman als „der große, der einzige Verbündete, der uns im Kampf wider den asiatischen Ansturm wird beistehen können“ (155). Und beifällig wird die Meinung von Hermann Hesse angeführt, den furchtbaren Schrei, mit dem sich das Unbewußte eines ganzen Erdteils in Dostojewskij entlade, vom Standpunkte des Gesanglehrers zu betrachten, sei ebenso unwichtig, wie wenn man dem Propheten Jesaias dichterische Begabung zuerkenne (178). Die Literatur will an allen Ecken und Enden zu Politik werden, und obwohl Bab mit Recht von „Bastardgeburten aus Poesie und Agitationsrede“ nicht viel hält und sehr gut weiß, daß man das Wesen der Dichtkunst zerstört, wenn man von ihr „unmittelbar praktische Signale“ fordert (97), übersteht er doch, mit wieviel Poesie und Agitationsrede Emil Ludwig die Geschichte umdeutet, und rühmt diesem dichtenden Biographen Bismarcks und Wilhelms II. nach, er habe die für die „deutsche Selbstbesinnung“ wichtigsten Bücher geschrieben, die es in diesem Augenblick überhaupt geben könne (118).

Solche Reklame, die auf bekannten Wegen durch den größten Teil der Presse läuft, steigert natürlich die ohnehin vorhandene Empfänglichkeit für derartige Literatur ins Ungemessene. Und da die Schriftsteller in diesen Jahren noch seltener als sonst auf Rosen gebettet sind, ist es kein Wunder, daß eine Hochflut dichterischer Biographien und biographischer Dichtungen kam. Es brauchte ja nicht immer um Staatsangelegenheiten zu gehen. Alle Seiten unseres Daseins waren ja in Frage gestellt, und ein Grübler der Barockzeit oder eine Giftmischerin des Kokos zeigt ebensogut eine Art, mit dem Leben fertig zu werden, wie ein persischer Dichter des Mittelalters oder ein schwedischer Großindustrieller des vorigen Jahrhunderts. Umso lieber plünderte man die unerschöpflichen Vorrathshäuser der Geschichte, als man zu freier Gestaltung des heutigen Lebens ja doch wenig Ruhe oder wenig Kraft hatte.

Nur einen Willen mußte man dem Publikum unbedingt erfüllen: man mußte ihm viel zu schauen und wenig zu denken geben. Denn jahrelange Entbehrungen hatten die Menschen freudегierig gemacht. Viele waren durch die Greuel oder die Verwahrlosung der Kriegszeit entartet, fast alle waren seelisch müde. Und wenn der biographische Dichter gegen die notwendig auf Massengeschmack berechnete Unterhaltungsware des Rundfunks und gar gegen

¹ Julius Bab, Befreiungsschlacht. Kulturpolitische Betrachtungen aus literarischen Anlässen. 8^o (218 S.) Stuttgart 1928, Engelhorn.

die sich überschreitenden Sensationen des Kinos aufkommen wollte, dann mußte er mit breitestem Pinsel und grellsten Farben malen. Die Ausstattung, besonders der bunte Umschlag, verriet diese Absicht deutlich genug, und damit auch der Bildungsphilister sich das angepriesene Vergnügen ohne Gewissensbisse leisten konnte, sagte manchmal ein beschwichtigender Text, wie etwa im Vorwort zu Emil Ludwigs „Bismarck“: „Anstatt auf akademische Manier die Darstellung durch Noten zu beschweren, gilt es in unserer Epoche, öffentliche Charaktere als Vorbild und Warnung jedermann plastisch zu machen.“ So wurde unsere geschichtliche Belletristik meistens flach und plastisch zugleich.

Die biographische Dichtung wird selbstverständlich nicht immer die Mode des Tages sein, aber sie wird immer sein, da sie immer gewesen ist. Man braucht das nicht in jeder Hinsicht zu beklagen. Zunächst muß in der Hauptsache zugegeben werden, was Emil Ludwig mit einiger Übertreibung in dem schon erwähnten Aufsatz der „Neuen Rundschau“ sagt: „Da alle Darstellung, gleichviel, ob Historie oder Dichtung, eine Auslese bedeutet, ... so bleibt sie subjektiv, und kein Richter könnte entscheiden, welche der Wahrheit der Fakten näher kommt“ (365). Was liegt z. B. daran, daß Jeanne Galzy die Seele der hl. Theresia von Avila etwas zu sehr mit ihrer eigenen Seele verwachsen läßt!¹ In den glühenden, fiebernden Bildern dieses „Lebensromans“ treten dennoch die wesentlichen Züge der Heldin richtiger hervor als in mancher feierlich frommen „Lebensgeschichte“ ohne Entwicklung, ohne Schatten und ohne Zusammenschau. Jeanne Galzy hat in vierjähriger Krankheit, während ihr junges Herz nach irdischen Genüssen lechzte, offenbar besser die geheimnisvollen Leiden Theresias als ihren manchmal sehr kräftigen Humor und die Unererschöpflichkeit ihres genial sich überstürzenden Darstellungsdranges verstanden. Sie läßt ferner die in Theresias eigenen Bekenntnissen angedeuteten Kämpfe mit sinnlichen Neigungen stärker werden, als es in einer streng quellenmäßigen Geschichte möglich wäre. Aber Theresia ist auch für Jeanne Galzy die jungfräuliche Büsserin, die seeleneifrige Erweckerin zu strengster klösterlicher Vollkommenheit, die durch alle Qual und alle Seligkeit der Gottesliebe gejagte Seherin unsagbarer Dinge. Sie ist, vom freien Licht impressionistischer Kunst umstrahlt, schließlich doch die wahre Heilige der Geschichte.

Übrigens sollte die vielgerühmte Mündigkeit, auf die jedes moderne Kulturvolk Anspruch erhebt, allmählich überall die Erkenntnis reifen lassen, daß man sich seine Ansicht über wichtige Lebensfragen nicht nach belletristischen Darstellungen bilden kann. Friedrich v. Dppeln-Bronikowski schildert romanhaft den Papst Sixtus V.² Man sieht den harten Franziskaner die Räuberbanden zersprengen, riesenhafte Baupläne ausführen, die kirchliche Verwaltung erneuern und mit welkem Blicke stark in die europäische Politik eingreifen. Keine Linie ist grob verzeichnet, aber selten zittert eine von pulsendem Leben. Redlich ist alles aus klarer Anschauung aneinandergefügt. Als Protestant hat der Verfasser es natürlich schwerer gehabt, sich ganz in die religiöse Aufgabe des Papst-

¹ Jeanne Galzy, Theresie von Avila. Der Lebensroman einer Heiligen. Übertragen und eingeleitet von Helene Adolf. München 1929, Kösel & Pustet.

² Friedrich v. Dppeln-Bronikowski, Schlüssel und Schwert. Ein Papstleben aus dem Cinquecento. Mit 16 Lichtdrucktafeln. Berlin 1929, Grote.

tums einzufühlen, die doch Sirtus nach dem Zeugnis der Zeitgenossen bei seinen Taten nicht aus dem Auge verloren hat. Und so könnte ein in gewissen Vorurteilen befangener Leser das Buch als Bestätigung der alten Anklage empfinden, in Rom werde die Religion überhaupt zu sehr verweltlicht. Die Schuld an diesem Eindruck läge dann aber nicht in der Darstellung des Verfassers, sondern in der Kritiklosigkeit des Lesers, der sich im Urteil über eine so wichtige Frage, wie es das eigentliche Wesen und Wirken des Papsttums ist, doch wahrlich nicht von belletristischen Büchern abhängig machen sollte. Gewiß läßt sich der Grundsatz, einem Dichter in Dingen der Politik, der Religion, der Sittlichkeit nicht ohne gewissenhafte Nachprüfung zu folgen — weil er ja in diesen Dingen nicht zuständig ist —, leichter anerkennen als allgemein verwirklichen. Aber den Kreis der Menschen, die diese Sachlichkeit besitzen, immer größer zu machen, gehört sicher zu den Erziehungsaufgaben einer demokratischen Zeit, und in England scheint man darin weiter zu sein als bei uns.

Schließlich sind doch auch die Leser noch nicht ausgestorben, denen es bei einem Kunstwerk vor allem um die Kunst zu tun ist, die also bei einer wirklich künstlerisch geschriebenen Biographie ihre wesentliche Freude an der Form haben. Sie wollen nicht eigentlich erfahren, wie der Held gewesen ist, denn sie wissen, daß sie sich danach anderswo umsehen müssen und können, sondern es reizt sie, zu erleben, wie dieser Dichter diesen Helden auffaßt und darstellt. So kann man z. B. das Columbusbuch von Jakob Wassermann genießen¹. Man muß doch fast auf jeder Seite inne werden, daß der Dichter trotz jahrzehntelanger Beschäftigung mit der Columbusgestalt und trotz offenbar großer Vertrautheit mit den Quellen keine wissenschaftlich gesicherte Erkenntnis ausspricht. Er sagt ja oft selber, wie mangelhaft wir über den berühmtesten aller Entdecker unterrichtet sind. Er umschleicht spähend und tastend das Rätsel dieser steigenden und fallenden Persönlichkeit. Er bringt uns mit innerer Kritik, plaudernd halb und halb gestaltend, die Fraglichkeit so mancher Überlieferung nahe. Und wie er sich so in alles einlebt, drängt sich ihm mehr und mehr der Gedanke auf, Licht in diese Ratlosigkeit bringe der Versuch, Columbus als Don Quixote zu fassen. Gewiß ist diese Charaktergleichung neu und hübsch, und wer Don Quixote wirklich kennt, wird darum den Menschen Columbus um nichts geringer schätzen. Aber kein denkender Leser wird doch diesen durchgeführten Einfall mit einer geschichtlichen Feststellung oder mit einer wissenschaftlich begründeten Hypothese verwechseln. Gegen Wassermann wäre auch sachlich wenig einzuwenden, wenn er die ohne Zweifel verwerflichen Gewalttaten, die bei der Kolonisierung und Missionierung der amerikanischen Eingeborenen zahlreich vorgekommen sind, nicht ausschließlich vom Standpunkte eines heutigen Freidenkers, sondern mindestens auch aus der vaterländischen und religiösen Gesinnung der damaligen Spanier beurteilt hätte. Die Grausamkeiten wären dann als Entartung einer an sich nicht verächtlichen Gesinnung erschienen, während Wassermann jetzt in sein Kunstwerk einen ähnlichen Widerspruch hineinträgt wie Schiller, als er sich im „Don Carlos“ bemühte, Spanier des 16. Jahrhunderts zu Aufklärern des 18. Jahrhunderts zu machen.

¹ Jakob Wassermann, Christoph Columbus, der Don Quixote des Ozeans. Mit 7 Bildbeigaben und 1 Faksimile. Berlin 1929, C. Fischer.

Solche Mißgriffe scheinen auf den ersten Blick leicht vermeidbar. Dringt man aber in die Entstehung einer dichterischen Biographie ein (wenig tiefer ein, so begreift man, daß es gerade für den Künstler mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist, die geschichtliche Wahrheit auch nur zu sehen. Es ist nicht wie beim Porträtmaler, der unter Umständen in ganz kurzer Zeit die charakteristischen Züge eines Gesichtes erkennt und wiedergibt. Und auch er wird vielleicht nach langem Umgang mit einem Menschen, den er malen will, nicht mehr genau dieselben Züge für besonders charakteristisch halten wie beim ersten Anblick. Das dichterische Wort aber muß die Seele eines Menschen viel klarer und reicher zum Ausdruck bringen, als das gemalte Gesicht es vermag. Nicht in einen einzigen Augenblick der Wesensoffenbarung ist die künstlerische Biographie zusammengedrängt, sondern das ganze Leben des Helden breitet sie aus. Emil Ludwig behauptet in seinem Aufsatz sogar: „Das öffentliche und das private, das tätige und das untätige Leben eines bedeutenden Mannes im Gleichschritt, in ihrer steten Koinzidenz darzustellen, keines von beiden wichtiger zu nehmen als das andere, ist das Geheimnis der modernen Biographie“ (373). Man darf wohl der Meinung sein, daß Biographien, die das öffentliche Leben gerade der Männer, die Emil Ludwig sich ausersucht hat, nicht wichtiger nehmen als ihr privates Leben, schon deshalb verfehlt sind. Tatsächlich rügt denn auch Wilhelm Mommsen in seiner schon angeführten Erwiderung, daß Ludwig trotz seiner Klugheit zuviel Freude am Allzumenschlichen habe (311). Aber davon abgesehen: wie oft müßte der Dichter, um zunächst in seiner eigenen Seele das Bild des Helden wahrheitsgetreu aufzubauen, eine sammelnde und siebende Vorarbeit leisten, deren dürre Langwierigkeit seine Schaffenskraft schädigen, und deren technische Schwierigkeit seine meistens andersartige Begabung und Ausbildung übersteigen würde! Um einen Menschen wirklich zu begreifen, genügt es ja nicht, ihn rein für sich zu betrachten, man muß ihn aus seiner Zeit heraus sehen, und wenn es sich um einen Menschen der Vergangenheit handelt, ist das doppelt nötig und doppelt schwierig.

Manche biographische Dichter und ihre Herolde waren also schlecht beraten, als sie die geschichtliche Treue überlaut betonten. Soviel Quellenstudium konnte man ihnen doch nicht zutrauen, und selten lag alles Erforderliche in ein paar fachwissenschaftlich anerkannten Büchern für sie bereit. Sie brauchten nicht den Ehrgeiz zu haben, weiter zu sehen als die eigentlichen Forscher; es war genug, daß sie die Forscherarbeit, wo sie irgendwie zu einem festen Ergebnis gekommen war, lebendig machten. Mereschkowskij gibt aus einigen Duzend Büchern über Napoleon Hunderte von Stellen wörtlich wieder — und bringt uns doch nicht zu dem Vertrauen, daß wir nun dem wahren Napoleon wesentlich näher gekommen seien¹. Nicht einmal das Kapitel, in dem er die Zuerlässigkeit früherer Kritiker Napoleons durch seine Gegenkritik in Frage zu stellen sucht, läßt uns vergessen, daß wir es mit einem Dichter zu tun haben, sogar mit einem halb mystischen Träumer, dem die Freude an dunkel geahnten Beziehungen die genaue Feststellung der Tatsachen oft ersetzt. Dabei ist es nicht gerade glückliche Gestaltung, den uralten und auf jedes Leben passen-

¹ D. S. Mereschkowskij, Napoleon. Sein Leben. Napoleon, der Mensch. Deutsch von Arthur Luther. Leipzig 1928, Grethlein & Co.

den Vergleich vom Tageslauf der Sonne zur Grundlage der Biographie zu machen und dann im zweiten Teile des Buches — mit nicht wenigen fast wörtlichen Wiederholungen — die Wesenszüge Napoleons einzeln auszumalen. Natürlich ist die dem Russen Merseschkowskij naheliegende Flucht ins Mythische, in die geheimnisvolle Verbindung, die Napoleon mit Meer und Erde, mit vergangenen und künftigen Menschen gehabt haben soll, sehr geeignet, uns den Schauer fühlen zu lassen, der von dieser unergründlichen Persönlichkeit ausgeht. Auch eine wissenschaftliche Biographie hätte das vulkanische Chaos in der Seele Napoleons nicht plattbügeln dürfen. Aber durch tieferes Eindringen in die Überlieferung und durch geduldigeres Abwägen gegensätzlicher Äußerungen hätte ein wissenschaftlich arbeitender Biograph dem Leser doch eine klarere Einsicht und eine festere Zuversicht vermittelt.

Und nicht bloß die Schwierigkeit der Erfassung und kritischen Wertung des geschichtlichen Materials wird dem biographischen Dichter oft zum Verhängnis, auch daß er mit der ganzen Wucht seiner künstlerischen Veranlagung nach innerer Einheit seines Werkes strebt, erschwert ihm die unparteiische Treue gegen die äußern Gegebenheiten. Die Überlieferung ist oft schon bei den wesentlichen Tatsachen, fast immer bei den Beweggründen, die den zur Darstellung gewählten Helden geleitet haben, lückenhaft. Der Forscher hat die Pflicht, diese Lücken kenntlich zu machen, der Künstler aber will eine Gestalt aus einem Guß schaffen: also ergänzt er die Lücken aus seinem allgemeinen Wissen von menschlichem Handeln. Es ist sogar behauptet worden, dafür habe der Dichter einen besseren Blick als der Gelehrte. Wenn es sich um Menschen handelt, die im gewöhnlichen Beobachtungskreis des Dichters leben, mag das zutreffen. Raum aber wird man sagen dürfen, ein Gelehrter, der die für geschichtliche Forschung und Darstellung notwendigen Eigenschaften besitzt und jeden Tag mit den Urkunden der Vergangenheit umzugehen hat, jeden Tag sieht, wie die Menschen der Zeit, mit der er sich beschäftigt, zu Hause und in der Öffentlichkeit sich benahmen, was sie wußten und erstrebten, und was auf sie Einfluß hatte, könne sich trotzdem in ihre Seele nicht ebenso richtig einfühlen wie ein Dichter. Will man denn auch einem fachmäßig geschulten und erfahrenen Erzieher oder Nervenarzt oder Seelsorger deshalb weniger Fähigkeit zur Erfassung einer bestimmten Persönlichkeit zutrauen, weil er kein Dichter ist? Natürlich wird auch der streng geschichtlich arbeitende Biograph sich nicht damit begnügen, die Lücken der Überlieferung einfach festzustellen, sondern er wird nach dieser deutlichen Feststellung ebenso deutlich durch eine Hypothese die Kluft zu überbrücken versuchen und sich bemühen, seine Hypothese zu begründen. Er kommt also nicht wie der Dichter in Gefahr, eine Geschlossenheit und Sicherheit vorzutäuschen, die nicht vorhanden ist.

Daß außer dem Streben nach Einheit besonders die künstlerische Ergriffenheit einer treuen Darstellung der geschichtlichen Wahrheit hinderlich ist, hat Emil Ludwig mitten in seiner Selbstverteidigung zugeben müssen. Er schreibt: „Hat vollends jemand ein Leben lang immerfort deutsche Geschichte des 12. Jahrhunderts studiert, so wird er in einem plastischen Bilde Kaiser Friedrichs II. Irrtümer finden, die sich aus dem Tempo, aus der Leidenschaft des ungünstigen Autors ergeben“ (368). Zur Entdeckung solcher Irrtümer würde sich wohl noch besser ein Gelehrter eignen, der nicht das 12., sondern das

13. Jahrhundert studiert hätte, denn am Ende des 12. Jahrhunderts war Friedrich II. ein Kind von sechs Jahren. Aber hier kommt es auf den zweiten Teil des Sages an: der biographische Dichter irrt leichter als der Gelehrte, weil er mit Leidenschaft schreibt. Walter v. Molo hat den allzu kühnen Versuch unternommen, die Persönlichkeit Luthers in den Geschehnissen weniger Tage zu offenbaren¹. Auf dem Wormser Reichstage soll die menschlich wahrhaftige und innerliche Religiosität des Wittenbergers über die durchaus unehrliche, verweltlichte, verdorbene Papstkirche gesiegt haben. Durch die Freiheit der Romanform ist es möglich geworden, die ungeheuren Spannungen der weltlichen und kirchlichen Geschichte des deutschen Volkes jener Zeit in eine enge, wilde, schmutzige Handlung zu zwingen. Keine Charakterstudie, geschweige denn eine Biographie, und wäre der Aufbau noch so künstlerisch, könnte durch Zusammendrängung der entscheidenden Linien eine solche Wirkung erzielen, aber auch keine würde das Vertrauen in die geschichtliche Richtigkeit so erschüttern wie diese Seiten und Seiten von Gesprächen, denen man es bei jedem Wort anhört, daß sie aus einer These und nicht aus Urkunden erwachsen sind. Die These ruht auf der wissenschaftlich abgetanen Lutherlegende, die einen schwachen, aber gotterfüllten Menschen gegen eine noch äußerlich mächtige, aber Gottes gänzlich bare Kirchenregierung stellt. Nach einem Berichte des „Berliner Tageblattes“ (Nr. 577, 6. Dezember 1928) soll Molo in der Lessing-Hochschule gesagt haben, er sei durch eine persönliche Krise zu den Anschauungen Luthers gelangt. Danach wäre also die einem stark erlebenden Künstler ohnehin drohende Gefahr der Einseitigkeit noch durch innerste menschliche Anteilnahme gesteigert worden. Die Folge ist, daß Molo den Abgrund nicht sieht, der zwischen Luthers Bibelglauben und moderner Geistesfreiheit auch dann gähnt, wenn man bloß die den beiden Anschauungen zu Grunde liegenden seelischen Einstellungen vergleicht. Und ebensowenig kommt es ihm in den Sinn, daß mitten im Verfall der Kirche die Kräfte ihrer trienter Erneuerung schon in Luthers Tagen sich als Träger echt religiösen Lebens regten.

Schließlich werden wir also die Mode der biographischen Dichtung weder als eine Schande noch als einen Ruhm unserer Kultur ansehen. Ihr üppiges Aufblühen braucht uns nicht zu wundern, ihr unausbleibliches Verwelken wird uns nicht betrüben. Sie entspricht im ganzen dem geistigen Mittelstande, der weniger zerstörbar, aber nicht weniger nützlich ist als der wirtschaftliche Mittelstand. Zwei Folgerungen, die eine für die Dichter, die andere für die Gelehrten, scheinen sich aus den dargelegten Gründen und Tatsachen allerdings als unabweisbar zu ergeben: im allgemeinen unterschätzen die Dichter die heutigen Anforderungen an geschichtliche Richtigkeit, die Gelehrten die heutigen Anforderungen an Lebensnähe und Lesbarkeit.

Wir würden es doch keinem Dichter hingehen lassen, wenn er eindeutig bezeichnete Schichten der Gesellschaft oder ausdrücklich genannte Örtlichkeiten so ungenau beschrieb, wie das vor hundert Jahren geduldet wurde. Ähnlich hat sich unser geschichtliches Empfinden verfeinert, und deshalb sind wir von

¹ Walter v. Molo, *Mensch Luther*. Roman. Berlin 1928, 350 S.

vornherein mißtrauisch, wenn Emil Ludwig es wagt, in weniger als zwei Jahrzehnten außer einem halben Duzend anderer Bücher ausführliche Biographien so grundverschiedener Persönlichkeiten wie Wagner, Goethe, Rembrandt, Napoleon, Wilhelm II., Bismarck und Jesus vorzulegen. Geschäfte lassen sich auf diese Weise ja machen, denn die Zahl der Urteilslosen ist unermesslich; aber man möchte doch annehmen, daß auch einem Geistesarbeiter die Gediegenheit seiner Leistung nicht gleichgültig ist. Was für eine biographische Dichtung mittelmäßige, und was vorzügliche Sachkenntnis bedeutet, kann man bei Timmermans an einem und demselben Buche beobachten¹. Er gestaltet hinreißend den angeborenen Schöpferdrang, der den Bauernbruegel aus der ärmlichen Dorfsjugend in die kraftstrogende Weite flämischer Kunst führt. Aber die Entwicklung des unerschöpflichen Zeichners zum großen Maler sehen wir nicht, obwohl seine Herrschaft über die Farbe bis ans Ende seines kurzen Lebens erstaunlich gewachsen ist. Vielleicht liegt das daran, daß man die meisten Gemälde Bruegels nur in Wien betrachten kann, vielleicht fehlt es Timmermans überhaupt etwas an Blick für diese Dinge. Wo er dagegen von Jugend auf geatmet und geträumt hat, in Flandern und Brabant, da schildert er mit großartiger Kraft die reichen Fluren und den ewig wechselnden Himmel, das harte Arbeiten und wilde Genießen der Menschen in Werkstatt und Stall, in Kaufhaus und Seehafen, und aus tausend Quellen strömt Leben in alles, was er in Büchern über die ferne Zeit der Kämpfe mit Spanien liest.

Solche Lebensfülle der Darstellung wird man ja von einem Geschichtsforscher nicht verlangen dürfen. Aber es ist doch Tatsache, daß Wilhelm Mommsen in seinem eingangs genannten Aufsatz in der „Zeitwende“ (312 ff.) die allzu üppig wuchernde Vordringlichkeit der biographischen Modedichtung wenigstens teilweise auf Rechnung einer gewissen Lebensfremdheit des akademischen Betriebes der Geschichte setzt. Gewiß könne die Geschichtsforschung nicht mehr in dem Sinne an der Führung des öffentlichen Lebens teilnehmen, wie es vor 1870 der Fall war, wo die mächtige nationalliberale Strömung von Akademikern getragen wurde. Damals sei die Geschichte oft in wissenschaftlich unzulässiger Weise zu Politik geworden. Heute dagegen leide sie unter dem Rückschlage gegen diese politisierende Neigung: sie habe die Fühlung mit den großen Fragen der Gegenwart zu sehr verloren. Es ist erfreulich, daß Mommsen diese auch von andern Universitätswissenschaften aus erhobene Anklage wieder einmal in die Öffentlichkeit trägt. Je mehr das Bestreben wächst, die Universität dem Leben wieder näher zu bringen, desto mehr wird auch die bei deutschen Gelehrten allerdings noch nicht ausgestorbene Scheu schwinden, ein wissenschaftliches Buch lesbar zu schreiben. Ein französischer Romandichter, André Maurois, hat vor ein paar Jahren in Cambridge Vorträge über die Biographie gehalten: könnte ein ähnlicher Versöhnungsbogen zwischen Wissenschaft und Kunst nicht auch über Deutschland schweben?

Jakob Overmans S. J.

¹ Felix Timmermans, Pieter Bruegel. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. Leipzig 1928, Inselverlag.